Zeitschrift: Freiburger Geschichtsblätter

Herausgeber: Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg

Band: 30 (1929)

Artikel: Staatsrat Johann von Montenach als Gesandter der Schweiz am Wiender Kongress

Autor: Koller, August

Kapitel: Freiburgische Dinge

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-336392

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Freiburgische Dinge.

Mehr denn einmal kommt Montenach auf spezifisch freiburgische Dinge zu sprechen, so bei einem Besuch des Kardinals Consalvi am 10. Januar, wo von der Bischofswahl die Rede war, welche um die Wende des Jahres 1814-15 die Gemüter in Freiburg heftig erregte. Zwei Parteien, von denen die eine für die Berufung der Jesuiten, die andere dagegen war, machten alle Anstrengungen, um nach dem Tode von Mgr. Guisolan (8. Dezember 1814) einen von ihren Anhängern auf den bischöflichen Stuhl zu bringen. Der Kandidat der erstern war der mit den Jesuiten befreundete Professor Gaudard, derjenige der Gegner war in erster Linie Girard. Beide Parteien suchten den Nuntius Testaferrata für sich zu gewinnen. Die Freunde Girards, unter ihnen Peter von Appenthel, der mit Montenach einer der Hauptbeteiligten am Staatsstreich gewesen war, wandten sich indirekt an Pius VII., der aber ausweichend antwortete, diejenigen die berufen seien, die Kirche zu regieren, könnten nur nach reiflicher Ueberlegung und nach einer einzigartigen Eingebung des heiligen Geistes gewählt werden. Die Enttäuschung, die diese Nachricht verursachte, wurde noch vermehrt, als bekannt wurde, dass auch Montenach, auf dessen Einfluss bei dem Kardinal Consalvi in Wien man viel Gewicht gelegt hatte, wenig Lust zeigte, für die einzelnen Bischofskandidaten einzutreten oder höchstens noch für seinen Vetter, den Erzdiakon Fontaine [1]. In einem Brief an Appenthel gibt

[1] Fontaine hatte zwar im Sommer 1799 durch eine Broschüre, die Massena schmeichelte, und von Ausfällen gegen die Anhänger

Montenach auch die Gründe an, weswegen ihm Girard nicht ganz genehm sei; es sind hauptsächlich politische Gründe. Girard hatte jüngst von einer « trennenden Mauer » gesprochen, anstatt nach dem Wunsche Montenachs restlos für das neue Regime in Freiburg einzutreten. Noch weniger allerdings war Gaudard nach seinem Geschmack. « Er hat die Grundsätze eines Mannes vom Lande, die von Natur aus nicht dazu angetan sind, dem Patriziat und den Privilegien zu schmeicheln, die, unter uns gesagt, seit meinem Aufenthalt in Wien der einzige Gegenstand meiner Gedanken, meiner Träume und meiner Gespräche sind. Ihr wisst zwar, wie angenehm einst die Worte von Freiheit und Gleichheit in meinen Ohren klangen und mein Herz entzückten. Dem ist heute nicht mehr so, und Ihr habt nicht mehr auf mich zu zählen, wenn Ihr die begünstigen wollt, die solche Ideen vertreten [1] ».

Appenthel antwortete sofort und erinnerte Montenach an die frühere Freundschaft mit Girard, der es nicht verdiene, vom bischöflichen Stuhl verdrängt zu werden, auf den er das meiste Anrecht habe. Ohne Montenach gänzlich zu bekehren, hatte der Brief gleichwohl seine Wirkung, indem er ihn veranlasste, bei Consalvi die Rede auf die einzelnen Bischofskandidaten zu bringen.

« Am 10. Januar », so schreibt Montenach, « war ich bei Consalvi, um mich nach dem Bischofskandidaten zu erkundigen. Ich sprach ihm von Fontaine und erklärte mich auch bereit, auf Girard überzugehen. Er teilte mir nun vertraulich mit, dass Girard schon seit mehreren Jahren als Philosoph und als Verkünder antirömischer Grundsätze auf dem Index sei; dass man also nicht an ihn denke, umso weniger als man noch nicht sicher sei,

---

der alten Ordnung strotzte, den ganzen Zorn Montenachs herausgefordert. Später aber fanden sie sich wieder, nachdem auch Fontaine viel Wasser in den revolutionären Wein gegossen hatte. (Vgl. Daguet I, 69 f.)

[1] Vgl. Daguet I, 280 ff.

dass er unterdessen seine Denkart geändert habe [1]. Ich griff zu den verschiedensten Mitteln, um Girard zu verteidigen, aber ohne Erfolg. Ich unterstützte hierauf meinen Klienten, den Chorherrn Fontaine, und Consalvi sagte mir dass er dem Papste schreiben werde, um zu verhindern, dass man schon jetzt eine Wahl treffe; nach meiner Rückkehr sollte ich mich dann mit dem Nuntius Testaferrata ins Einvernehmen setzen, um die Sache zu erledigen [2]. »

« Wir kamen dann auf die Politik zu sprechen. Consalvi ist Staatssekretär und es scheint, dass er das volle Vertrauen des Papstes geniesst. Er überhäufte mich mit schmeichelhaften Komplimenten und sagte, dass ich vollauf den Ruf verdiene, in dem ich hier stehe, und dass er mir damit einen Beweis grossen Vertrauens gebe dadurch, dass er mir sage, wie es um meinen Schützling Girard stehe. Im fernern erzählte er mir, dass es Meinungsverschiedenheiten gegeben hätte betreffs der Heirat von Marie Louise, dass der Papst und seine Anhänger sie nie gebilligt hätten, und dass er selbst längere Zeit in eine Provinzstadt verbannt gewesen sei, weil er nicht beipflichten wollte.

---

[1] Der Biograph Girards glaubt, dass Montenach es nicht für tunlich erachtete, Girard von dieser Unterredung mit Consalvi Mitteilung zu machen, sonst liesse sich bei Girard, der einige Jahre später (1818) wiederum in Rom angeklagt wurde, die Philosophie Kants zu lehren und gegen den Heiligen Stuhl zu schreiben, sein Vertrauen in die Verfügung des Kardinals nicht recht erklären. Dass das Misstrauen Consalvis ausch damals noch vorhanden war, beweist der Umstand, dass er sich anfänglich weigerte, Girard als Superior des Franziskanerordens in der Schweiz zu bestätigen. Erst als durch eine vom Nuntius angestellte Untersuchung die Anschuldigungen als ungerecht befunden wurden, hat man die Massregel aufgehoben (Vgl. Daguet I, 313.)

[2] Schon war unterdessen in Rom die Wahl vollzogen worden. Sie war auf den Kandidaten des Nuntius und der Jesuitenpartei, auf Gaudard gefallen. Als dieser aber Anfangs Januar die Nachricht erhielt, war er bereits auf den Tod krank und starb schon am 7. Januar. Aber auch nachher wusste man Girard vom bischöflichen Stuhl fernzuhalten.

« Im Augenblick, da die Alliierten den Boden Frankreichs betreten hätten, hätte Bonaparte dem Papste Friedensvorschläge gemacht und darin die Zurückerstattung aller weggenommenen Gebiete versprochen; dass aber der Papst der Meinung gewesen sei, dass ein Friedensvertrag mit diesem Menschen ihm in der öffentlichen Meinung nur schaden könnte, und dass er ihn deswegen zurückgewiesen hätte. » Heute nun hätte der Papst Mühe, wieder zum Patrimonium Petri zu kommen. Consalvi beklagte sich dann auch über den Mangel an Religion beim Kaiser und bemerkte, dass alle seine Eingaben, sofern sie Eindruck machen sollen, nicht allein auf die Religion abstellen dürfen, sondern immer einen weltlichen Vorteil enthalten müssen [1].

Im folgenden eine politische Szene hinter den Kulissen, man könnte sie auch eine eigentliche Kabinettsszene nennen: « Am 6. Februar, so erzählt Montenach, um 3 Uhr nachmittags, erhielt ich ein Billet des Fürsten Metternich mit der Bitte, mich abends 5 Uhr bei ihm einfinden zu wollen. Zur festgesetzten Stunde begab ich mich dorthin. Ich wurde in das anstossende Gemach des Fürsten geführt, der sich wegen dringender Konferenz entschuldigen liess. In diesem Momente trat Nesselrode, der russische Minister, in das Kabinett des Fürsten. Ich wartete 15 Minuten. Schon die Anwesenheit eines Russen hatte mich in Harnisch gebracht, und mein Humor begann zu schwinden. Ich rief nach dem Kammerdiener, der im Vestibül war und sagte ihm: « Sagen sie dem Fürsten, dass er mich auf

---

[1] Die Stimmung in Wien war in der Tat der Kirche nicht gerade günstig. Metternich galt als Freimaurer; er wie sein Kaiser, der der Kirche gegenüber durchaus josephinischen Anschauungen huldigte, hatten der Restauration des Kirchenstaates nur mit gemischten Gefühlen zugesehen. Nuntius Severoli war von tiefer Abneigung gegen Metternich erfüllt, und Metternich, in alle Geheimnisse der Freimaurerei eingeweiht und ein Feind des römischen Hofes, mass man dann auch die Schuld bei, dass Consalvi, trotz seiner Bitte und trotz der Befürwortung derselben durch die andern Mächte, nicht zu den Kongressverhandlungen zugelassen wurde (vgl. Fournier 80 und 396).

diese Stunde bestellt hat, und dass ich hier warte. » Drei Minuten später trat der Fürst aus dem Audienzsaal, nahm mich bei der Hand und sagte mir: « Herr von Montenach, ich bitte Sie um Verzeihung, dass ich Sie habe warten lassen, » er liess mich dann eintreten, folgte und schloss die Türe. Ich fand den Grafen Nesselrode noch anwesend. Der Fürst sagte zu ihm: « Sie kennen ja den Herrn von Montenach, sonst würde ich ihn vorstellen ». Er murmelte etwas zwischen den Zähnen, seine Miene war nichts weniger als rosig, und mein Gesicht begann sich natürlich auch nicht aufzuheitern. Eine kalte Verbeugung war die Einleitung unserer Unterredung. Wir blieben aufrecht neben einer Kommode stehen, die mir als Stützpunkt diente. Der selbstherrliche Minister setzte sich zu meiner Linken und der Fürst mir gegenüber. Dann begann der letztere also: « Von seiten unserer Monarchen, der Kaiser von Russland und Oesterreich, sind wir beauftragt, Sie mit einem Gegenstand zu behelligen, der ihnen wie auch uns unendlichen Verdruss bereitet hat. Sie wissen, dass die verbündeten Mächte vom Augenblicke ihres Eintritts in die Schweiz an immer freundschaftliche Beziehungen mit ihr unterhalten haben, dass unsere Herren im besondern dieser achtenswerten Nation bei jeder Gelegenheit Zeichen ihres Vertrauens gegeben haben. Zu unserem Bedauern sind wir nun verpflichtet, Ihnen mitzuteilen, dass wir in einigen Kantonen, und vor allem bei der Regierung von Freiburg, nicht jenes Vertrauen, ich möchte sagen jene Rücksichten, die unsere Monarchen glaubten verdient zu haben, gefunden haben... Auch Bern hat es bei dieser Gelegenheit ein wenig an der Form fehlen lassen. Unsere Minister sind seither wieder vorstellig geworden und haben interveniert, und man hat ein wenig auf sie gehört. Unsere Absicht ist es nicht, uns in Eure innere Verwaltung einzumischen, noch das Ansehen und die Würde der Regierung von Bern, Freiburg oder irgend einer andern blosszustellen. Aber anderseits hat der Artikel, der in der Berner Zeitung erschien, worin einer der von Euch Verhafteten beschuldigt

wird, Beziehungen mit Capo d'Istria unterhalten zu haben, den Kaiser von Russland schwer beleidigt [1], und da bei dieser Affäre alle Minister der alliierten Mächte beteiligt waren und interveniert haben, haben wir uns eines peinlichen Gefühls nicht erwehren können. Wir wünschen nun die Sache auf vertrauliche Weise zu erledigen und wollen öffentliches Aufsehen vermeiden. Das ist der Zweck unserer Unterredung. » Hier ergriff Nesselrode, der bisher ungeduldig zugehört hatte, das Wort, um, wie Montenach sich ausdrückt, bald mit saurer, bitterer Miene, bald wieder mit Emphase, aufzuzählen, was die Alliierten alles für die Schweiz getan hätten, um dann im Namen seines Herrn zu erklären, dass er solche Insinuationen nicht mehr dulden würde. « Ich habe nicht alles verstanden, was er sagte, oder sagen wollte... Ein galanter Diplomat hätte die beiden Minister nun zuerst mit Ausdrücken der Dankbarkeit überhäuft ...Aber ich bin ein guter Schweizer, und trotz des Verlangens, dem Kaiser von Oesterreich und seinem Minister Artigkeiten zu sagen, enthielt ich mich doch jeglicher Komplimente. » Montenach erklärte dann denn Vertretern des russischen und österreichischen Kaisers, dass er die Sache nur aus den Zeitungen kenne, dass er allerdings finde, dass das Gericht sich geirrt hätte, dass dieses aber nicht die Regierung sei und dass er auch seinerseits das Vorgehen von Chappuis nur verurteilen könne und strafbar finde, denn ein Untertan dürfe sich in keinem Falle an einen inkompetenten Richter oder einen fremden Minister wenden. Metternich suchte dann Montenach zu belehren, dass das wohl für gewöhnliche Zeiten gelte, nicht aber für die gegenwärtige, wo sich jemand, ohne strafbar zu werden, an diejenigen wenden könne, die bestimmt wären, die Schweiz wieder zu beruhigen.

Man stritt sich noch einige Zeit lang, wobei, wie Mon-

---

[1] Montenach erfuhr später aus sicherer Quelle, dass Alexander, als er von dem genannten Artikel hörte, von einem Zorn gepackt wurde, dass er sich kaum mehr beherrschen konnte.

tenach bemerkt, er und Nesselrode die Parteien waren, Metternich aber « avec une adresse infinie et un ménagement honorable pour moi » den Friedensrichter zu spielen suchte. Montenach schildert ferner, wie er gern seine freie Meinung über das Betragen der Vertreter der Alliierten in der Schweiz geäussert hätte. « Ich bedurfte meiner ganzen Philosophie und besonders der Ueberlegung, dass, wenn man sich in der Diplomatie der Wahrheit überlässt und der Eingebung des Augenblickes folgt und nicht seine Sendung als Ganzes vor Augen hält, man leicht durch eine Indiskretion oder eine unüberlegte Wendung den ganzen Handel verderben und durch diesen Fehler dem Gegenstand seiner Wünsche nur schaden kann. Endlich fragte Montenach den Minister, was sie nun von ihm wünschten, wobei er ihnen zu bedenken gab, dass er keineswegs Vertreter von Freiburg, sondern Gesandter der Schweiz sei. Man erklärte ihm, die Regierung von Freiburg müsse Mittel und Wege finden, um den ärgerlichen Eindruck, den jener Zeitungsartikel gemacht habe, zu verwischen und dem russischen Kaiser Genugtuung zu verschaffen. Montenach erklärte sich bereit, eine Note, die man zu redigieren versprach, an seine Regierung zu übermitteln. Als die Minister noch auf den Umstand zu sprechen kamen, dass die Schweiz leider nicht die Kraft aufbringe, ihre Angelegenheiten friedlich zu ordnen, erwiderte Montenach, dass die aristokratischen Kantone immer die Geschichte vor Augen hätten und auf jeder Seite derselben sich eines peinlichen Gefühls nicht erwehren könnten bei der Erinnerung an das, was sie gewesen seien, verbunden mit der Aussicht auf die Zukunft, die jeden guten Schweizer nur wehmütig stimmen könne. Die Minister antworteten ihm, dass man niemals, vor allem aber nicht nach einem solchen Umsturz alles Bestehenden zu dem zurückkehren könne, was man gewesen sei. Montenach versicherte zum Schlusse die beiden Minister, dass er zu allem die Hand reichen werde, was die Ehre, die Würde und das Ansehen seiner Regierung gestatte, ohne anderseits auch der Hochachtung zu nahe

zutreten, die er für die beiden Kaiser und ihre Minister hege.

Montenach schickte dann auch die ihm von den Ministern übergebene Note an seine Regierung ab, die sich aber dadurch nicht stark einschüchtern liess. Montenach, dem es doch nicht mehr ganz geheuer zu Mute war, wandte sich am 15. Februar um Rat an Talleyrand und sprach ihm von der Unterredung mit Metternich und Nesselrode. Talleyrand beruhigte ihn und erklärte, dass die Intervention nur freundschaftlichen Charakter habe und keinesfalls die Unabhängigkeit antasten könne. Dafür sprächen die Proklamation der Alliierten beim Eintritt in die Schweiz und die wiederholten Versicherungen der Minister. Dann aber wies Talleyrand auch darauf hin, — und das war ein deutlicher Fingerzeig für Freiburg —, dass in jedem wohlorganisierten Land die richterliche Gewalt vollständig unabhängig sei von der Regierung.

Die Note, die von der Freiburger Regierung dann eintraf, war gar nicht nach dem Geschmack der Minister. Selbst Canning griff am 14. März in einer Unterredung mit Montenach denselben heftig an und sagte ihm: « Man sieht gut, dass Sie mit Sicherheit handeln und überzeugt sind, dass man keine Truppen marschieren lassen wird, um Freiburg zu zwingen, dem russischen Minister Satisfaktion zu geben. Sie missbrauchen diese Sicherheit. » Schliesslich aber liess man doch mit Rücksicht auf die in der Kongresserklärung geforderte allgemeine Amnestie die Sache auf sich beruhen [1].

---

[1] Ueber die Affäre Chappuis, Duc & Co. vgl. auch Tillier I, 222 ff., 233 f. und Abschiede 1814-15 II, 27.